



# Die Welt als Villa und Vorstellung



Lothar Trierenberg hat es zu seinem Projekt gemacht, die Villa Beer zu erhalten und öffentlich zugänglich zu machen.

Der Öde ein Ende: Die erstaunliche Villa Beer in Wien erzählt architektonisch von der Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Stephan Löwenstein, Fotos Mafalda Rakos



Josef Frank, Architekt der Villa, war ein Kind der modernen Architektur – und ein Kritiker ihrer kalten Funktionalität.

**Es** gibt diese Häuser: Man sieht beim Vorbeifahren hin, hält vielleicht auch einmal an und denkt sich, dass das etwas Besonderes sei. Dann zieht man wieder seiner Wege. Bis der Zufall die Nase darauf stößt, dass dieses Haus nicht nur eine Geschichte, sondern eine Fülle von Geschichten birgt, von denen jede für sich es wert wäre, erzählt zu werden. Zum Beispiel das Haus Wenzgasse 12 in Hietzing, dem 13. Wiener Gemeindebezirk.

Auf der Straße schaut den Passanten ein großes rundes Auge an. Das Fenster liegt in einem würfelförmigen Vorbau, rechts versetzt. Links davon, das andere Auge sozusagen, ist rechteckig. Die große, glatte Hauptfassade ist ansonsten ganz Fläche und Rechteck – irgendwie nicht ganz stimmig mit den Fenstern, aber das klärt sich später. Früher standen da noch zwei gewaltige, faltige Bäume, sie liegen inzwischen abgesägt davor. Das ist die Villa Beer, erbaut zwischen 1929 und 1931. Die Auftraggeber haben ihre Geschichte, die Architekten und das Haus selbst. Und gerade wird ein neues Kapitel davon aufgeschlagen.

Julius Beer war mit seinen Brüdern Erbe eines jüdischen Gummifabrikanten aus Mähren. Eine assimilierte Familie, die sich in der k.u.k. Haupt- und Residenzstadt niedergelassen hatte. Das bekannteste Produkt waren Gummisohlen und -absätze. Die Werbung der Marke Berson versprach: „Elegant, nervenschonend, sparsam“.

Julius Beer war wohl mehr elegant als sparsam. Verheiratet mit der am Konservatorium ausgebildeten Pianistin Margarethe Blitz, setzte er sich den Ehrgeiz, ein repräsentatives Haus im schönen 13. Bezirk von Josef Frank bauen zu lassen, dem angesagten Architekten der Wiener Moderne. Man sollte dort Gesellschaften bewirten und natürlich mit dem Klavier bespielen können. Für die Familie – drei



Keine teuren Materialien, aber konsequentes Design: Die guten Seiten des Prinzips Ikea haben starke Wurzeln in Wien.

Kinder, von denen die Älteste schon verheiratet und aus dem Haus war – wurde eine ebenso repräsentative wie aufsehenerregende Villa mit 650 Quadratmetern Wohnfläche errichtet.

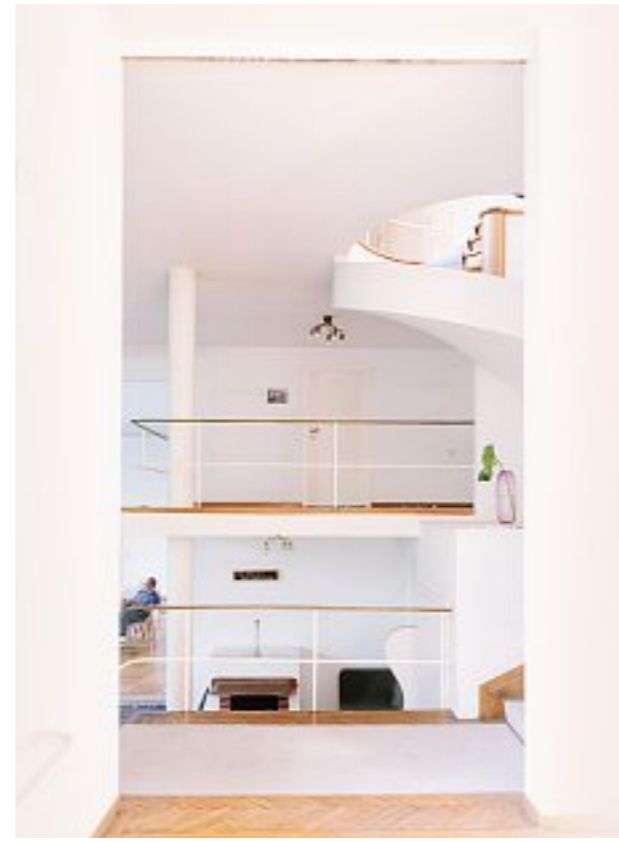
Der Architekt hatte sich dem Bauherrn dadurch empfohlen, dass er zuvor für dessen Bruder eine Wohnung in der Wiener Innenstadt eingerichtet hatte. Frank war Kind der klassisch modernen Architektur und zugleich deren Kritiker in ihrer Kälte und Funktionalität. Er war Architekt und Designer – mit Oskar Wlach betrieb er die Inneneinrichtungsfirma Haus und Garten. Die beiden waren gemeinsam die Architekten der Villa Beer, doch sind von Wlach keine grundlegenden Schriften überliefert, weshalb er wenig Spuren in dieser Geschichte hinterlässt.

Frank war hingegen publizistisch rege. 1931 veröffentlichte er einen Aufsatz, in dem er die Grundsätze beschrieb, nach denen die Villa Beer konstruiert worden war. Als Vorbild für das moderne Wohnhaus bezeichnete er dort das „Bohèmeatelier im Mansarddach“, das bei Behörden und modernen Architekten verpönte Dachgeschoss mit zufällig entstandenen Räumen und Fenstern: „viele Ecken, krumme Wände, Stufen und Niveauunterschiede, Säulen und Balken – kurz all die Vielfältigkeit, die wir im neuen Haus suchen, um der trostlosen Öde des rechteckigen Zimmers zu entgehen“.

**Und** so sieht es in der Villa Beer aus. Man tritt durch den Haupteingang, der unter besagtem Kubus mit dem runden Fenster gelegen ist, in ein fast geduckt enges Entree mit Garderobe. Erst hinter einer weiteren Tür öffnet sich die atemraubende Weite des Wohnraums: vorne ein lichter Glaskasten ohne rechten Winkel, der ins Haus zieht und es zugleich in einen großzügigen Garten hinein öffnet; rechts ein Saal zum Tanzen oder Speisen, links eine gewundene Treppe zum Salon, der auf einer höheren Ebene liegt. Viel Luft bis zur Decke. Das Messinggeländer zum Salon bildet auf einer weiteren Ebene eine Brücke, wie auf einem Schiff, auf der man sich den Kapitän vorstellt. Dort ist auch der Platz für den Bösendorfer-Flügel, den die Frau des Hauses gespielt hat. Tatsächlich trägt die Akustik die Töne in den Salon links wie in den Saal rechts unten.

Trotz der großzügigen Weite bietet der Wohnbereich Rückzugsorte für eine Plauderei oder zum Lesen. „Ein moderner Wohnraum ist kein Kunstwerk, er wirkt weder auffallend, noch effektiv, noch aufregend“, doziert Frank in einer seiner Schriften. „Er ist behaglich, ohne dass man sagen kann warum, und je weniger man den Grund angeben kann, desto besser ist es.“ Der Glaskasten ist gerahmt von Bänken, auf denen man drinnen sitzt und zugleich scheinbar draußen. Im Salon steht ein Kamin mit goldschimmernder Kupperhaube, geformt wie der Kotflügel eines Autos der Dreißigerjahre. Ein Teesalon ist intim von den anderen Gesellschaftsräumen abgerückt – dafür öffnet sich dort das runde Auge zur Außenwelt. „Mondtor“ hat Josef Frank es in Anlehnung an die fernöstliche Ideenwelt genannt.

Lange hat die Familie den Luxus nicht unbeschwert genießen dürfen. Julius Beer zerstritt sich mit den Hauptgesellschaftern der Berson GmbH, dort hatte der Semperit-Konzern das Sagen, und musste als Geschäftsführer ausscheiden. Jahrelang führte er einen Rechtsstreit mit Semperit um seine Anteile. Mit dem Haus hatte er sich verlobt, es war schon 1932 verpfändet. Ein Kündigungsvorbehalt im Finanzierungsvertrag gab Aufschub bis 1937. In dieser Zeit vermieteten die Beers an befreundete Künstler, wenn diese längere Engagements in Wien hatten. Der Tenor Richard Tauber, berühmt für sein Belcanto wie für seine schlagzeilenträchtigen Beziehungsgeschichten, war einer der Mieter. Jan Kiepura und Marta Eggerth, als „Traumpaar von Film, Oper und Operette“ bekannt, waren weitere. Sie drehten 1936 in den nahe gelegenen Rosenhügel-Studios den „Zauber der Bohème“. Dazwischen zogen immer wieder auch die Beers ein, Meldezettel aus jener Zeit zeugen von einem ständigen Rein und Raus.



Das Ehepaar Beer wollte ein repräsentatives Haus, in dem es Freunde bewirten und Gesellschaften veranstalten konnte.



Der Architekt Josef Frank schrieb: „Ein gut angelegtes Haus gleicht jenen schönen, alten Städten, in denen sich selbst der Fremde sofort auskennt und, ohne danach zu fragen, Rathaus und Marktplatz findet.“

// „Ein moderner Wohnraum ist kein Kunstwerk“, schrieb Architekt Josef Frank. „Er ist behaglich, ohne dass man sagen kann warum, und je weniger man den Grund angeben kann, desto besser ist es.“ //



Die ursprüngliche Möblierung ist von früheren Eigentümern vollständig verkauft worden. Es gibt aber noch die alten Designs von Josef Frank bei der Firma Svenskt Tenn.

Unabwendbar wurde das Anwesen nach und nach versteigert, seit 1938 stand es leer. Trotz des ominösen Datums, es war das Jahr des „Anschlusses“ Österreichs an Hitler-Deutschland, war dies also nicht ein Fall von „Arisierung“, Diebstahl des Eigentums von Juden. 1941 kaufte es die Familie Pöschmann, Textilunternehmer aus Böhmen, samt Einrichtung. Sie bewiesen Gewandtheit unter wechselnden Umständen: Nach Kriegsende vermieteten sie die Immobilie an die britische Militäradministration. Das sicherte Einkünfte und verhinderte, dass wie in andere Villen Vertriebene und Obdachlose einquartiert wurden.

## Die

Briten brachten eine Einheit ihres Militärgeheimdienstes dort unter, die beispielsweise einen jugoslawischen Spionagering enttarnte. Im Garten wurde eine Menge Erdreich deponiert, ohne dass jemand wusste, woher es kam. Es war verdeckt quer durch die Stadt dorthin geschafft worden: Eine noch geheimere Abteilung der Briten hatte im innenstadtnahen dritten Bezirk einen Tunnel gegraben, um die Telefonkabel der sowjetischen Botschaft anzuzapfen, und wollte es vermeiden, den verdächtigen Aushub in der Nähe liegen zu lassen. Angeblich lief die Operation „Smokey Joes“ erfolgreich bis 1953.

Im oberen Geschoss sind die Schlafzimmer. Zwar ist alles, was nicht niet- und nagelfest ist, aus dem Haus verschwunden. Aber die Einbauten sind noch original vorhanden. Das reicht von der Toilettenspülung bis zu den Einbauschränken, konsequent im gleichen Design von unten bis oben. Dabei sind die Materialien meist nicht sehr erlesen: gedrechselte Schrankknöpfe aus Holz, Simse an Fenstern und über Heizkörpern aus Terrazzo, Böden aus Eichenparkett – nur im Saal ist es Palisander, Mahagoni, Ahorn und Eiche sowie an der Wand Zitronenholz. Oben gibt es passenderweise Gummiböden; sie sind ziemlich porös geworden, trotz des Namens des Herstellers Semperit, der Ewigkeit verspricht.

Eines der Zimmer mit Gummiböden war ein Gymnastikraum. Er war extra für die Tochter Liesl eingerichtet worden, die an den Folgen der Kinderlähmung litt. Trotz ihrer Behinderung konnte sie im nebenan liegenden Gymnasium Wenzgasse maturieren – eine Tafel erinnert an frühere jüdische Schüler. Sie wurde Fotografin, arbeitete im Atelier der Wiener Pionierin Trude Fleischmann; auch eine Dunkelkammer wurde ihr im Haus eingerichtet. 1938 entschlossen sich die Beers zu emigrieren. Die verheiratete Tochter Helene war schon nach Schottland entkommen. Sohn Hans ebenfalls, er kam später in der Uniform eines amerikanischen Soldaten zurück.

Julius und Margarethe Beer bekamen Visa für sich, der Tochter Liesl wurde der rettende Vermerk jedoch verweigert. 1940 reisten die Eltern ohne sie aus – wer will das erlauben. Elisabeth Beer wurde 1942 nach Minsk deportiert und in Maly Trostinec ermordet. Eine Großnichte schrieb 2016: „Großtante Grete soll, so sagt es die Familiengeschichte, darüber verrückt geworden sein.“ Julius Beer starb noch während des Kriegs in New York. Margarethe Beer arbeitete später zeitweilig für die amerikanische Zivilverwaltung in Österreich, in den Siebzigerjahren kehrte sie vollends zurück und verbrachte ihren Lebensabend in Baden bei Wien, wo sie 1978 starb.

Josef Frank, der Architekt, war schon 1934 unter dem Eindruck des Antisemitismus in die Heimat seiner Frau nach Schweden emigriert. Dort verlegte er sich auf das Design, das schon zuvor ein wesentliches Element seiner Tätigkeit gewesen war. Die Entwürfe und Ideen von Haus und Garten prägten nun den Stil der Firma Svenskt Tenn. Man kann sagen: Was heute als schwedisches Design berühmt ist, stammt zu einem wesentlichen Teil aus Wien.

Nach dem Abzug der Briten zogen Nachkommen der neuen Eigentümerfamilie in die Villa Beer ein. Eine harmonische Wohngemeinschaft muss man sich dabei wohl nicht vorstellen, es wurden Wände eingezogen, Wohnungen ab- und Eigentumsrechte aufgeteilt. Zusätzliche Fenster wurden in die Fassade gebrochen, was die Proportionen sichtlich durcheinanderbringt. Aber renoviert und durchsaniert, wie anderswo in den Siebzi-

ger- oder Achtzigerjahren, wurde nicht. Ein Glück, kann man heute sagen. Nach einem Zwischenspiel mit einem weiteren Eigentümer kam das Haus, leerstehend und recht heruntergekommen, in den vergangenen Jahren auf den Markt. 2021 kaufte es Lothar Trierenberg, dessen Familie Unternehmen in der Papierindustrie besitzt.

Trierenberg ist, was den Umgang mit Gestaltung und Design betrifft, kein unbeschriebenes Blatt. Zwei Jahrzehnte lang betrieb er „das Möbel“, eine Kombination aus Café und Verkaufsraum für Designmöbel, oder nach seinen Worten eine „Galerie für besondere Sachen“. Jetzt ist die Villa Beer sein Projekt. Wohnen will er darin nicht, sondern das architektonische Juwel erhalten und zugänglich machen. Wie genau, daran tüfelt er noch.

Und so hat er sich mit Verve in die Sache gestürzt, über Architekten und Eigentümer recherchiert, mit Nachkommen Kontakt aufgenommen. Vieles ist bekannt und publiziert, die Villa Beer ist in Fachkreisen kein Geheimnis. Anderes, wie die Sache mit den Meldezetteln, hat er zutage gefördert.

## Wenn

er das nicht mache, drohe der historische Charakter des Hauses verlorenzugehen, sagt Trierenberg. Denn wenn es jemand zur Nutzung kaufe, ob als Wohnung oder Institution, wolle der es legitimerweise zu diesem Zweck verändern. So habe es schon Pläne gegeben, einen Aufzug zu installieren. „Es würde auch niemand den Fußboden so lassen. Ich möchte ihn nur abschleifen und wachsen, ihn so belassen, dass er weiter knackt und sich bewegt. Wenn man anfängt, alles rauszureißen und neu zu installieren, ist das Haus tot.“ Es klingt fast nach Karma, wenn Trierenberg sagt: „Es ist kein Zufall, dass ich gerade Zeit, zum Glück die Mittel und die Lust habe, das zu machen, und dann kommt dieses Haus daher. Ich sammle keine Kunst – dann sei es das.“

Trierenberg hat Überlegungen beendet, eine öffentliche Institution oder ein Museum hinzuzuziehen, er möchte freie Hand behalten. Ein Museum im klassischen Sinn schwebt ihm ohnehin nicht vor. „Ein Schaukasten soll es nicht sein. Sondern ein lebendiges Haus, in dem man hören kann, was es zu erzählen hat: vom Architekten, der Familie, denn das ist Geschichte des 20. Jahrhunderts, vor allem aber über Architektur.“

Drei „Nutzungsebenen“ sind angedacht: Man soll das Haus besuchen können, gegebenenfalls mit Führungen oder Ausstellungen. Zweitens soll es ein Ort für Veranstaltungen sein, Symposien, kulturelle, wissenschaftliche Veranstaltungen bis hin zu privaten Feiern. Schließlich sollen im Dachgeschoss vier Zimmer entstehen, die man tageweise buchen kann. „Die Idee ist, nicht nur zu übernachten, sondern auch den Abend zu verbringen, vielleicht Freunde einzuladen, das Haus einen Tag lang privat zu nutzen.“ Letztlich wäre es ein Ziel, dass die laufenden Kosten getragen werden. Doch stehe das nicht an erster Stelle, einen wirtschaftlichen „Turnaround“ erwartet Trierenberg nicht. Das Anwesen gehört auch nicht ihm, sondern der von ihm gestifteten gemeinnützigen Villa Beer Foundation, deren Geschäftsführer er ist.

Freilich muss noch viel getan werden. Robinien sollen wieder gepflanzt werden. Der Keller ist feucht, soll aber als Lager und für Infrastruktur genutzt werden. Das Dach ist leak. Der Fassadenanstrich schwitzt, die Böden bröseln. Wie soll es möbliert, wie die Geschichte dargestellt werden? Wie organisiert und kanalisiert man Nutzung und Besucher? Immerhin, ein Symposium, eine Buchvorstellung und die Präsentation eines Designstuhls haben im September schon dort stattgefunden.

Wie kam ihm nun „dieses Haus daher“? Zufällig bezog er während der Pandemie ein neues Büro in dem Haus, in dem Josef Frank viele Jahre gewohnt hatte, sagt Trierenberg. Als er sich daraufhin mit ihm beschäftigte, sei er auf das Verkaufsangebot für die Villa Beer gestoßen. Das habe ihn fasziniert, denn ihm sei aufgegangen, dass er das Haus genau kenne. „Um die Ecke bin ich aufgewachsen.“

Ja, es gibt diese Häuser: Man sieht im Vorbeifahren hin, und dann...